

## "Alle sind wir da, bis auf Erich Honecka"

Von Birk Meinhardt

Berlin, im Januar - Wodurch wird der Ruf ausgelöst? Dieser Ruf? So zum Beispiel: Ein Landshuter Spieler foult. Er müßte zügig zur Strafbank gleiten. Die Fans würden, in abgehackten, schneidend scharfen Worten, wie immer zu ihm herunterbrüllen: Sitz! Weil! Du! Ein Arschloch bist! Du warst böse und wir nicht! Uuuund! Tschüß! Dabei würden sie ihre Arme bei jeder Silbe ruckartig nach vorn strecken, den Sünder auf seinen Platz treibend. Aber der Landshuter macht Fisimatenten. Er will nicht gehen. Er erregt das Publikum mehr als gewöhnlich. Schrilles Gepfeife verstopft einem die Ohren. Schließlich langt der Landshuter nach einem Zuschauer. Das hätte er nicht tun sollen. Alle auf den Rängenalle! - folgen einem Reflex. Nach einem bedrohlichen Moment der Stille formieren sich die 5000 zu einem Chor, der Dyna-mo schreit, immer nur Dy-na-mo. Es klingt dunkel und trotzig.

"Der Eisbär", sagt Michael Lachmann, einer der Herausgeber des Fanmagazins Eis-Dynamo, "ist ja durchaus ein gewaltiges Tier." Und die Mannschaft heißt seit 1992 Eisbären Berlin und nicht mehr Dynamo Berlin. Aber in Momenten körperlicher oder sportlicher Bedrohung, vor allem nach Gegentoren, ruft niemand nach den Eisbären. Alle kommen auf Dynamo zurück. Die drei Silben wirken in der Ostberliner Eishalle gewaltiger. Existentieller. Geheimnisvoller auch. Letztlich sind sie ein Code, den die einen sich zurufen und die anderen nicht verstehen; immer noch nicht verstehen, jedenfalls nicht wirklich. Ein Code, der weit über die Sportarena hinaus gilt. Mielkes kühle Liebe Der Westen hatte es sich leicht gemacht. "Stasi raus", skandierte er, wenn die Dynamos/die Eisbären kamen, deren Chef über Jahrzehnte Erich Mielke war. Auch fiel des öfteren das Wort "Kommunistenschweine". Scottie Metcalfe, einer der ersten Ausländer im Team, verstand das alles nicht. "Was ist Stasi?" fragte er eines Tages. Seine Kollegen erklärten es ihm. Und er zog Schlußfolgerungen. Nachdem das Volk in Kassel wieder die nicht mehr existente Firma des Platzes verwiesen und außerdem einem Berliner Spieler Bier über den Kopf gekippt hatte, lief Metcalfe auf eine Kamera des Hessischen Rundfunks zu und erklärte, die Fans betreffend, erzürnt, sie seien hier "one hundred percent Stasi, yeah".

Das Verrückte an der Sache mit dem Eishockey und der Stasi ist, daß der Oberunterdrücker Mielke ausnahmsweise einmal eine anständige Rolle gespielt hatte, wenn auch nur, weil er ein Anhänger dieses Spiels war. Er mochte es außerordentlich. Andere, wie der Präsident des DDR-Sportbundes Manfred Ewald, mochten es überhaupt nicht. 1970 wollten sie es verbieten. Das ging so in diesem Land. Es konnten einfach die Eishockeyclubs aufgelöst werden, vorgeblich, weil sie soviel Geld kosteten. "Um Eishockey zu betreiben", agitierte der Sport-Staatssekretär Rudi Hellmann, "benötigt man jährlich die Finanzen von zwei Hochsee-Kühlschiffen. Also, liebe Sportler, was brauchen wir dringender: Eishockey oder Kühlschiffe?" Wenn im Eishockey pro Jahr zehn Goldmedaillen zu gewinnen wären, hätten die Funktionäre das rasante Spiel vermutlich weiter gefördert. Es gibt aber immer nur eine, und es werden 25 Mann benötigt, sie zu erringen. Uneffektiv. 25 Eisschnellläuferinnen bringen mehr. Also Bahn frei für sie auf den wenigen Kunsteisflächen. Das war dez wahre Hintergrund der Entscheidung, nach der fast überall die kleinen Eisentore ungenutzt zu verrosteten begannen. Nur die Dynamo-Mannschaften aus Berlin und Weißwasser durften

weitermachen; dank Mielke, der sich gegen Ewald durchgesetzt hatte. Es nahm seinen Lauf die kleinste und traurigste

Meisterschaft der Welt. Immer Dynamo gegen Dynamo, eine Endlosschleife. Auf dem Eis standen die Underdogs des DDR-Sportsystems, die aber nicht aufgaben, nie, das vergesse mal keiner, der die Eisbären jetzt an die Bande drücken will, es herrscht Übung im Behaupten und Bewahren in dieser Halle, mit einem Wort: Dy-na-mo, Dy-na-mo.

Am Tag nach dem Spiel gegen Landshut steht einsam und verlassen ein Mann hinter der Plexiglasscheibe und schaut beim Training zu. Er hat mehrere kleine Narben im Gesicht, wie so viele Eishockeycracks, denen mit den Holzschlägern die Haut gekerbt worden ist. Es ist Dietmar Peters, der beste Mann, der je für die DDR die Kelle geschwungen hat. Peters brachte es auf 315 Länderspiele. Er hatte sogar mehrere Angebote aus Amerika von der National Hockey League. Von wem genau, erfuhr er erst nach der Wende. Die Offerten waren bei Dynamo abgefangen worden. Er hätte ein Star werden können, unter anderen Umständen. Vielleicht Millionär. Er ist jetzt aber Nachwuchstrainer und kriegt wohl keine 5000 Mark brutto. Er zuckt mit den Schultern, lächelt zaghaft. "Mußt ja froh sein, wenn du was hast heute", sagt er. Dann schaut er wieder schweigend zu den Spielern. Und, kennen die Sie? " Die meisten nicht. Von den Kanadiern wohl keiner. Die bilden ein eigenes Grüppchen." Die Kanadier bestimmen jetzt den Stil bei den Eisbären. Sie sind in der Überzahl. Dazu mehrere Skandinavier. Drei Bayern. Und nur noch ein Ostberliner, der blasse Sven Felski. Und Peters hat eine Kappe der Toronto Maple Leafs auf. "Ja, die Kanadier hauen den Puck nach vorn an die Bande und rennen hinterher. Keine Kombinationen. Sieht nicht besonders schön aus." Aber die Hütte ist voll bei fast jedem Spiel. Wo früher, gegen Weißwasser, mitunter nur 500 Zuschauer erschienen waren, kommen jetzt jede Woche neue, junge Leute. Sie haben so gut wie keine Ahnung, was man daran merkt, daß sie schimpfen, wenn der Schiri Abseits pfeift. Egal. Die Eisbären sind mittlerweile Kult in Ostberlin. Angesagter als jeder DJ in jedem Techno-Keller. Zweieinhalb Stunden Gesang, Getrappel, Geklatsche, zelebriert von rechten Skins, die ihren Stammplatz an der Bande haben, und Linken, die den Block I beherrschen, und Tausenden, die dazwischen stehen. Das ist auf den ersten Blick paradox, ja irrational. Eine Ausländertruppe eint die zersplitterten Szenen des Ostens, ein zusammengekaufter Haufen, von dem der Außenstehende meint, er könne gar nicht zur Identifikation taugen.

"Du könntest auf dem Eis auch einem Chinesen unser Trikot geben" , sagt Michael Lachmann, der Eis-Dynamo-Herausgeber, der zum Block I gehört. "Er wäre sofort einer von uns. " Das mag ja noch einleuchten, bei Micha Lachmanns Gesinnung. Aber Mario Acksteiner, einer von den Glatzen, hat grundsätzlich nicht viel für Fremde übrig. Er hat seinen Job als Dachdecker verloren, an einen der Billigarbeiter, die es für fünf oder sieben Mark machen und nicht für 20. Für immer geteilt "Hier sind ja zum Glück keine Ausländer", sagt Acksteiner. Wie bitte? Keine Ausländer? "Nicht bei den Zuschauern." Aber auf dem Eis. Und du jubelst ihnen zu. "Na klar. Das ist ja was anderes. Die spielen bei der einzigen guten Ostmannschaft. Das ist entscheidend." Warum? "Weil wir aus dem Osten sind. Ost und West werden für immer getrennt bleiben. " Michael Lachmann in der anderen Ecke meint das auch. Er kann, wie Acksteiner, die Westler nicht sonderlich leiden. Wenn er sagen soll, wie er sie einschätzt , meint er", die sprechen nicht ehrlich, nicht geradeheraus". Um seine Worte zu unterstreichen, schwenkt er seinen Oberkörper langsam hin und her, als wolle er sich verrenken, und verwingt seine Hände wie beim Waschen.

Lachmann wird umgeschult. Acksteiner kriegt 1300 Mark Arbeitslosenhilfe. Ihr Leben ist unsicher geworden. Womöglich sind es gar nicht die Westler, gegen die sie etwas haben, und sie hassen, ohne sich dessen bewußt zu sein, nur die Unsicherheit, die in dem Moment

begann, als sie den Westlern begegneten. Fast dekkungsgleich sagen sie, es läuft so vieles schief in diesem Staat, es war besser, als jeder seinen Job hatte. Daraus ziehen sie unterschiedliche politische Schlüsse. Eigentlich sind sie Feinde, wie so viele bei den Eisbären. Eine Befragung von 100 Fans ergab, daß 42 Prozent PDS wählen und 25 Prozent harte rechte Parteien. Sie kommen auch am Rande des Eises nicht zueinander. Aber sie projizieren ihre gemeinsame Sehnsucht auf diese Fläche, weil es keine andere mehr gibt. Die Handballer von Dynamo gingen gleich nach der Wende pleite. Die Fußballer von Union wirtschafteten unsauber. Und etwas zum Festhalten braucht der Mensch, wenn alles durcheinanderwirbelt. "Bekommt er es nicht", sagt Helmut Berg, der eine deutliche Art zu erzählen hat, "dann sinkt sein Selbstvertrauen, und irgendwann wird er zum Köter, der beißt." Berg ist der Präsident der Eisbären. Er lebt in der Welt, die Lachmann und Acksteiner so fremd ist. Sitz seiner Vermögensberatungsfirma ist die Bleibtreustraße, die den glitzernden Kudamm mit dem gediegenen savignyplatz verbindet. In guten Jahren kommt er auf 500 Millionen Mark Umsatz. Ein erfolgreicher Kapitalist, der aus vielen Talern immer noch mehr Taler macht. Deshalb sind einige wenige Fans noch ein bißchen skeptisch. Sie tuscheln, vielleicht will er nur sein Geld waschen bei uns. Als Berg davon hört, geht er nicht in die Luft und dementiert mit keinem Wort, sondern erzählt von früher. Geboren im letzten Kriegsjahr auf der Flucht seiner Eltern von Ostpreußen nach Westfalen. Kindheit im örtchen Getmold. "Da gab es nur all die Einheimischen und unsere dazugekommene Familie. Man fühlt sich lange unterlegen." Soll heißen, in so eine Situation gerieten nach der Wende die Fans. Dazugekommene im eigenen Ort, in dem die Eltern unglaublich geworden waren, die Jugendeinrichtungen und Betriebe schlossen, der Westen Waren gab und Eigentum nahm. "Aber Vereinigung", ruft Berg mit einem Eifer, den noch nicht einmal Michael Lachmann hat, "wird es nur über soziale Gleichwertigkeit geben." Wenn nicht alles täuscht, ist er deshalb bei Dynamo eingestiegen. Ein bißchen Sozialarbeit machen. Nebenbei den eigenen Geltungsdrang befriedigen. Sich mit allen anlegen. Zum Beispiel mit traditionellen Anhängern wie Lachmann, die es als Preisgabe ihrer Identität ansahen, daß er den alten Namen tilgte wie ein Putzteufel einen Schmutzleck und auf das Etikett Eisbären schrieb.

Doch er mußte es tun. Er hätte sonst nie Sponsoren bekommen. Die ersten waren alle aus dem Westen. Berg hat sie einzeln nach Hohenschönhausen gekarrt und von der neuen Lauterkeit dort überzeugt. Seine größten Gegner aber waren einige der Menschen, die er kannte aus seinen noblen Stammlokalen. Politiker, Beamte; Teile der Westberliner Gesellschaft. "Die wollten uns nicht. Man hat alles getan, die Eisbären zu killen. Das grenzte schon an Bandenbildung." Na, na, Herr Berg. Bandenbildung?

"Jawoll. Wie würden Sie es denn bezeichnen, wenn Ihnen verboten wird, eine VIP-Lounge zu errichten; wenn keine Autos aufs Gelände dürfen; wenn Sie erst am Tag vor Saisonbeginn die Genehmigung kriegen, Sitzplätze zu numerieren, die Sie aber brauchen, um die Sponsoren zu halten; wenn das Finanzamt immer neue Bedingungen stellt für die Rückzahlung Ihrer alten Schulden. Bis ins Finanzamt reichten die Fäden." Und wenn es nur halb so dramatisch war: Auf dem Eis spiegelt sich die ganze geteilte Stadt Berlin; deutlicher als in diesem Sport mit seinen Extremen ist es nirgendwo sichtbar. Und wahrscheinlich war es so dramatisch, wie Berg erklärt, während er Pasta isst bei Claudio in der Knesebeckstraße und nebenbei diesen Sponsor begrüßt und jenen Freund, und sicher hat er es nur geschafft, die Eisbären am Leben zu halten, weil er sich naturgemäß in der Knesebeckstraße von Charlottenburg, wo die Fäden gesponnen werden, besser auskennt als jemand, der aus Hohenschönhausen kommt. Oder aus Erkner am Stadtrand von Berlin. Robert lebt dort, ein 18jähriger Maurerlehrling, der an Freitagen, wenn die Eisbären in der Deutschen Eishockey-Liga auswärts antreten müssen, sich in seiner Firma zuweilen krank meldet. Er ist Chef des Fanclubs Icebreaker. Er sitzt jetzt mit dem 38jährigen Uwe und dem 17jährigen Maik im Auto und fährt nach Düsseldorf, wo

ihr Team am Abend spielt. Einen Eisbärenschallegen sie, für die anderen Autofahrer gut sichtbar, säuberlich geglättet auf die hintere Ablage. Auf der rechten Spur tuckert ein Schweinetransporter. "Ach nee", ruft Maik, "die Preussen sind ooch unterwegs. " Die Preussen heißen seit einiger Zeit Capitals und sind der Verein, dem die Zuneigung der betuchten Westberliner gilt.

Als die Eisbären das letzte Mal bei ihnen spielten, im Oktober, wurden Robert, Uwe und Maik an grimmig schauenden Polizisten vorbei, zu deren Füßen Hunde hockten, an einen separaten Eingang geleitet. Dort staute sich die Masse, weil nur zwei schmale Türen aufgemacht wurden, an denen anabolikagestahlte Sicherheitsleute jeden der 4500 Fans checkten. Es war eine gespenstische Szenerie. Gefährlich. So deutlich wurde Macht und Härte demonstriert, daß es provokativ wirkte. Aber die Fans sangen nur. Alle sind wir da, alle sind wir da, bis auf Erich Honecka. Diese Ironie, die in alle Richtungen zielt, bereitete ihnen Spaß.

Genau darum geht es letztlich, um Spaß. Robert und Uwe, Maik und die meisten anderen Fans sind nicht sehr politisch. Die Mehrheit ist zu jung, um noch irgend etwas mit dez DDR zu verbinden. Wenn man auf der langen Fahrt nach Düsseldorf zum Beispiel Maik fragt, welche Erinnerungen er an den 9. November 1989 habe, muß er lange überlegen. Er war damals neun Jahre alt. Er hat geschlafen. "Am nächsten Tag hat mich meine Mutter früher als sonst aus diesem Ding abgeholt, in dem ich nach der Schule war, alle waren da, wie hieß es gleich?" "Hort?" , fragt Robert. "Ja genau, Hort." Da staunt Düsseldorf Maik kennt auch Dietmar Peters nicht. Nie gehört, den Namen. 315 Länderspiele? Ach was !Aber wenn die Düsseldorfer in ihrer Halle rufen, baut die Mauer wieder auf, antwortet er wie die anderen jungen Berliner mit einem Kampflied der fünfziger Jahre, dessen Text die Gruppe etwas abwandelt: Bau auf, bau auf, bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend, bau auf, für eine bessere Zukunft - baun wir die Mauer wieder auf.

Das im deutschen Sport einmalige Liedgut entstand aus Notwehr, in fremden Stadien. Irgend etwas mußte dort entgegnet werden. Mittlerweile sind die Eisbärenfans Meister im Dichten und Spotten und Spinnen. Sie stehen manchmal noch eine halbe Stunde nach Spielschluß auf der Tribüne und reimen Sinnvolles und Sinnloses, oft kulminierend in der Zeile: uffta uffta uffta tātärä tātärä.

"Was soll das, dieses Tātärä" , fragt ein Düsseldorfer verständnislos. Er hat einen selbstgestrickten Pullover in den Farben seiner Mannschaft an, die er mustergültig unterstützt mit Heja DEG und ähnlichen ehrwürdigen Sprüchen. Robert lächelt. Was soll er sagen. Er lebt in den Neunzigern. It`s Partytime.

Und bei den Eisbären läuft ein doppelbödiges Fest. In den Jux wird Politik gestreut und umgekehrt. Jeder findet hier Seins, selbst Uwe, der 38jährige mit dem traurigen Walroßbart, der von ganz weit her kam, nämlich aus dem Wedding in Berlin/West. Wie er vor einem geht, mit seinen stämmigen Beinen, die er breit setzt wie ein Gewichtheber, macht er einen unerschütterlichen Eindruck. Aber das täuscht. Seine Frau hat ihn verlassen, vor vier Jahren, mit dem gemeinsamen Sohn, der jetzt 17 ist; wegen eines reichen Schweizers. "Seitdem", sagt er leise, "hab ick den Bengel nich mehr jesehn." Irgendwann merkte Uwe, daß er weg mußte aus der Umgebung, in der ihn alles an Weib und Kind erinnerte. Er nahm sich vor, ganz woanders zu leben. Er zog in eine Wohnung im Osten, zehn Kilometer vom Wedding entfernt.

Uwe weiß genau, was jetzt abläuft. Die Icebreaker dienen ihm als Familienersatz. Viele der Fans sind so alt wie sein Sohn. Er spielt mit ihnen Billard, trinkt mit ihnen, zieht mit ihnen durchs Land. Damit ist er bei seinen Verwandten zu einem Außenseiter geworden. Sie

verstehen nicht, daß er jetzt drüben wohnt. Seine Schwester in Zehlendorf, die Verkäuferin bei Karstadt ist, sagt zu ihm, sie erkenne die Ostler nach wie vor von weitem. Wie sie sich bewegen. Wie sie gekleidet sind. Sie mag sie nicht. Sie hat seit der Wende acht Prozent Berlinzulage verloren und 7,5 Prozent Soli. Und die Firma ihres Mannes zog weg an einen günstigeren Standort; seitdem ist er arbeitslos.

Uwe würde nicht mehr nach Westberlin zurückgehen. Zuweilen fährt er per Rad zu seiner Schwester. Beide haben eine gute Beziehung. Aber sie war in vier Jahren noch nie bei ihm. Nur wenn es unbedingt sein muß, hat sie ihm erklärt.

Süddeutsche Zeitung vom 10.01.1998

© Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Mit freundlicher Genehmigung von <http://www.sz-content.de> (Süddeutsche Zeitung Content).